

125

Satellit

des

Siebenbürger Wochenblatts.

No. 58

Kronstadt, 22. Juli

1847.

Die Colonisationsfrage.

(Fortsetzung.)

Da nun der Szekler seit Jahrhunderten einzig und allein nur seinen Ackergrund als Quelle seines Erwerbes betrachtete und bei außerordentlicher Zunahme der Bevölkerung seinen Ackergrund nicht wachsen, ja vielmehr abnehmen, somit sein Bestehen immer mehr erschwert sah; wie suchte er sich (denn in dieser Beziehung ist ihm die Sorafalt des Staates noch nicht zu Theil geworden) selbst zu helfen? das ist eine Frage auf welche die Antwort in der That nicht eben leicht ist. Was thut die Wienkönigin, wenn sich ihre Kinder zu sehr gemehrt haben? Sie jagt dieselben fort aus ihrem Stock in irgend eine hohle Eiche, oder in Felsenritzen. Was thun die Schwaben und der Kranich, wenn unser Luftkreis für ihre schwachen Nerven zu kühl geworden ist. Sie begeben sich in wärmere Gegenden in glücklichere Länder. Und damit es dem übrigens heitern Wilde auch an Schatzenstrichen nicht fehle, was beginnt der Elende wenn die Qualen des Hungers seine Eingeweide zerfleischen? Wie der Habicht stürzt er auf die zwitschernden Sperlinge und rafft sie in seinen wilden Klauen nach seinem hohen Neste; wie der Dieb wartet er, bis der Tag sinkt und der Himmel den dunkeln Schleier über die Erde breitet, und beraubt die Güte seines Nebenmenschen und erwirbt mit Gewalt, was er zum Leben bedarf. In diesen Gleichnissen ist's ausgesprochen, was er gethan hat, wie er sich bei seiner außerordentlichen Vermehrung und seinen allmählig gesunkenen Umständen selbst geholfen hat, und endlich wie es gegenwärtig mit ihm steht, dem einst ritterlichen Volke, dem tüchtigen und ruhmwürdigen Szeklerstamm. Mehr denn einmal hat derselbe seine Stammverwandten aus seiner Mitte schaaren- und massenweise nach der benachbarten Moldau, Bukowina und Walachei abgehen lassen und welche heute dort ganze Dörfer ja ganze Meviere umfassende Colonien bilden und mit denen in den Jahren 1420 — 1460 wegen Glaubensbedrückungen, und 1572 — 1578 wegen politischen Verfolgungen Ausgewanderten vereinigt unter dem Namen der „Chango-Magyarer“ bekannt sind. Was that der Szekler im Jahre 1815, als außerordentliche Theuerung seine ansonst geringen Bezüge von seinen Feldern auf den zehnten Theil

herabgesetzt hatte, oder besser, als der Boden wegen des unerhörten Mangels die auch sonst zahlreichen Consumenten nicht ernähren konnte? Zu Hunderten zogen sie aus der Heimath, unter fremdem Himmel einen neuen Heerd, auf fremdem Boden das nährend Brot suchend. Und was thun sie auch jetzt beinahe täglich? Sie ziehen, sie wandern, sie verlassen ihre Berge ihre schmalen Aecker und suchen draußen in den Comitaten, unter den Sachsen, in den k. Freistädten und in Ungarn ihre Unterkunft. In die Tausende geht jährlich die Zahl der jungen Szekler beiderlei Geschlechts, welche als Diensthöten, Herrschaftsbeamte oder Geistliche, als Advokaten oder Lehrer ihre väterliche Heimath verlassen und sich in allen Theilen der beiden Schwesterländer ansiedeln. Nur in Kronstadt, Schäßburg, Hermannstadt, Klausenburg geht die Zahl dieser Dienerschaft in die Tausende; und erst in den Comitaten, in der Szilagyschag, ja sogar in Ungarn wie viel tüchtige Landwirthe und Herrschaftsbeamte lassen sich antreffen, welche dem Szeklerboden entsprossen sind. Ja, ja, der Szeklerboden sendet wie eine reiche und außerordentlich fleißige Wienmutter fortwährend seine Schwärme aus, er stößt seinen Bevölkerungsüberschuß wie eine Quelle von sich ab, und doch sind ihrer auch heute so viel, daß, obwohl sie ihre kleinen meist auf Bergen gelegenen und magern Grundstücke in gewohnter Weise nach dem alten System aufs beste bearbeiten und alles was sie vermögen zu benutzen trachten, doch ihr Leben größtentheils nicht „Leben“ sondern ein „Siechen“ genannt zu werden verdient. Wohl gibts ganze Bezirke und Dörfer, und in jedem Dorfe 4 bis 5 Familien, welche sich wohl befinden, im frühern glücklichen Zustande verblieben sind, und nach ihren Begriffen, Lebenslust und Freude hinlänglich genießen; aber der größere Theil, täuschen wir uns doch nicht, der größere Theil ist vom einstigen bessern Zustande herabgesunken, quält und plagt sich, und entbehrt doch, duldet, verwelkt und geht zu Grunde. Und welcher dem eisernen Gesetze der Noth nicht nachgeben, wer seinem Schicksal trogen will, wer nicht gern entbehrt, den Hunger scheut, mit einem Wort, der sich nicht selbst verläugnen kann, ein solcher greift entweder nach fremdem Eigenthum, geht verbotene Wege und artet aus, oder er ist gezwungen seine Heimath zu verlassen, oder er wird in Noth und Elend verkümmern

sterben. Und nun bin ich bei jener Thatsache, die ich mit dem tiefsten Schmerze aussprechen muß: daß ein großer Theil des einst so braven Szeklervolks seit einer Zeit ausartet, in seiner Tugend schwankt, in seiner Sittlichkeit sinkt, mit einem Wort seinen alten Glanz verliert. Deutliche Anzeichen hiervon sind die in der Cist, in Hasromfel und im Aranyoscher Stuble fast täglich vorkommenden Mordbrennereien, Hatterverwüstungen, Streitskriege wegen abgeackerten Furchen, Schlägereien, Todschlägereien, von denen man im täglichen Verkehr und aus den Zeitungen genug vernommen hat. Daß diese Eigenschaften im Blute der Szekler lägen, dagegen vermahre ich mich, mich auf Gott und auf die bessern meines Volkes ja des größern Theiles desselben berufend.

(Schluß folgt.)

Nuß- oder Tafel-Öl

aus der Pressmaschine des Herrn Landesadvokaten
Elias Roth in Kronstadt.

Wir können uns nicht enthalten nun wieder einmal die Gelegenheit zu ergreifen auf einen Artikel für den viele Gulden jährlich ins Ausland wandern, die lieben Hausfrauen und Specerei- und Materialwaarenhändler Kronstadts aufmerksam zu machen. Das sogenannte Tafel- oder bekannter unter dem Namen Provenceröl wird in jedem Hause gebraucht und der jährliche Bedarf den Kronstadt consumirt, dürfte nicht gering zu nennen sein, und es ist daher ein verdienstliches Werk, daß unser Mitbürger Herr Elias Roth, dessen rührige Thätigkeit auch in vielen andern Beziehungen unseres bürgerlichen Lebens rühmlich bekannt ist, es durch angelegentliches Nachdenken und vielfältige kostspielige Versuche dahin gebracht hat, diesen Artikel durch ein Surrogat zu ersetzen und in gleicher Güte mit dem ausländischen hier zu erzeugen und dadurch eine nicht unbedeutende Geldsumme dem Vaterlande zu erhalten. Wir gründen unsere Empfehlung des Tafelöls aus Herrn Roths Delpresse auf ein Commissions-Gutachten, welches dem Kronstädter Gewerbeverein von einer eigends dazu aufgestellten Commission eingereicht wurde. Dasselbe lautet:

1) Was die Gattungen von Nußöl No. 1—4 betrifft, so sind diese Öle theils auf kaltem Wege, theils durch Dampf bereitet, sehr rein und wohlschmeckend, zum Genuße in Speisen recht anwendbar und der Gesundheit sehr zuträglich; besonders zeichnet sich das No. 2 an innerer Güte aus, so zwar, daß dasselbe, da es bei uns nicht selten an echtem, wohlschmeckenden Olivenöle mangelt, dem Provoenceröle mit Recht an die Seite gesetzt werden kann.

Außer dieser Delsorte unterlegte der Erzeuger noch 3 Gattungen von Ölen zur Prüfung. Das Resultat ist folgendes:

2) In Betreff des Leinöls stellte sich heraus, daß dieses wohl auch zum Genuße in Speisen, jedoch vor-

zugsweise zum technischen Gebrauch, besonders zum Firnißkochen äußerst geeignet sei.

3) Die beiden Gattungen Mohnöl sind ausgezeichnet zum Malen, wie auch

4) das Kürbisöl zum Brennen der Lampen, der damit Abends angestellten Probe zufolge, sehr vortheilhaft sich zeigt und an Güte vollkommen entspricht.

Im Ganzen sind sämtliche Öle durch ihre Reinheit, Echtheit, Mangel an schleimigten und wässrigen Theilen, sehr zu empfehlen und es wäre wünschenswerth, daß dergleichen Öle immer mehr und mehr bei uns erzeugt würden, und besonders bei zu hoffenden verhältnismäßigen Preisen den verdienten Eingang finden.

S. Gottlieb Kömer, früher Apotheker,
derzeit k. k. Operateur u.

Friedrich Stenner, Apotheker.

Friedrich Jekel, Apotheker.

Peter Zeides.

Andreas Kraft.

Georg Thomas.

Gottlieb Hermannstädter.

P. L. Clompe.

Andreas Hinz, Gewerbevereinssecretär.

Es soll uns freuen, wenn unsere Worte nicht fruchtlos verhallen, und unsere Hausfrauen auch eine Probe mit dem Tafelöl aus Hrn. Roths Delpresse anstellen. Nach dem vorstehenden Gutachten ist die Güte des Öls außer Zweifel gesetzt; es bleibt also nur Abnahme zu wünschen übrig, um das Werk, bei dem mehre Personen beschäftigt sind und ihr Brot verdienen, im Gange zu erhalten.

Ueber den Zweikampf.

Wie Kaiser Joseph II. über den Zweikampf urtheilte, erhellt aus folgenden Handschreiben desselben:

Herr General!

Den Grafen von K. und den Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und Pistolen berichtigen will, und die Herausforderung des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte. Ich will und leide keinen Zweikampf in meinem Heere, verachte die Grundsätze Derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. Wenn ich Offiziere habe, die sich muthvoll jeder feindlichen Gefahr bloßstellen, die bei jedem sich ereignenden Fall Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen: so schätze ich sie hoch; die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten gegen den Tod kund thun, dienet ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich. Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die alles der Rache und dem Hasse gegen ihre ver-

sönlichen Feinde aufzuopfern bereit sind: so verachte ich dieselben. Ich halte einen solchen Menschen für nichts Besseres, als einen römischen Klopfflechter.

Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese Officiere; untersuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streitens, und wer hiervon am meisten Schuld tragend ist, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze.

Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Lamerlan's und Bajazeth's angehören, und die oft so traurige Folgen für einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Officiere rauben! — Noch gibt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth den eines guten Unterthans vereinbaren; und das kann nur der sein, welcher die Staatsgesetze verehrt. Im August 1771.

Joseph.

Eilf Eulenspiegel und der Rector zu Prag.

Ich bekam, so erzählt Eulenspiegel selbst dem Job. Bunkel, einmal den Einfall, mich für einen gelehrten Doctor auszugeben, der besonders erfahren sei, geheimnißvolle Fragen zu beantworten. Ich reiste daher von der Lüneburger Grenze, wo ich mich eben befand, nach Prag, um die dortigen Professoren zu einem Wettstreite aufzufordern. Dort angekommen, kündigte ich dies Vorhaben vermittelst Anschlagzettels so pomphaft an, daß die ganze Stadt auf den Ausgang dieser Sache im höchsten Grade gespannt war.

An einem bestimmten Tage nun forderte man mich durch den Pedell ins Kollegium. Ich erschien und bestieg, wie ein Doctor gekleidet, den Lehrstuhl, und der Rector begann:

Rector: Wie viel Wassertropfen enthält das Meer?

Ich: Haltet die Flüsse auf, welche sich ins Meer ergießen, dann will ich es messen, berechnen, und Eure Aufgabe bis auf den tausendsten Theil eines Tropfens auflösen.

Rector: Wie viele Tage sind vergangen von Adams Zeiten bis auf diesen Tag?

Ich: Sieben, und wenn diese sieben Tage verlaufen sind, so heben sich andere sieben an, und das währt bis ans Ende der Welt.

Rector: Wo ist der Mittelpunkt der Welt?

Ich: Da, wo Ihr sitzt. Wenn Ihr es nicht glauben wollt, so messet es, und Ihr werdet finden, daß kein Strohball daran fehlt.

Nun würdiger Herr Rector, erlaubt mir auch eine Frage: Wie kann man einen Zugwind in zwei gleiche Theile theilen?

Rector: Hierzu ist erforderlich, daß ich zuvor die Natur des Windes und dessen Kraft erforsche, daß ich die Gegend untersuche, woher er kömmt, und ob er mit homogenen oder heterogenen Theilen geschwängert sei; daß ich mich überzeuge, ob er von seinem Ursprunge in

gerader Linie oder gebrochen, unter spitzen und stumpfen Winkeln ausgehe; daß ich die Witterung und den Dunstkreis untersuche, ob Sturm- oder Wirbelwinde in der obern Luft vorhanden sind; daß ich das Minimum und das Maximum des Zugwindes ausmesse; daß ich . . .

Ich: Viel zu viel Weitläufigkeiten! — Suchet eine kleine runde Oeffnung, durch welche Ihr einen Zugwind ziehen seht, haltet die Nase daran, dann wird in jedes Naseloch gleich viel fahren, und der Wind ist in zwei gleiche Theile getheilt.

Darauf schwieg die ganze Versammlung und biß vor Aerger die Zähne zusammen.

Freie Briefe über zufällige Terte.

Hans von der Warte aus M. Ende Juni an seinen lieben

G. . . in Kronstadt.

2. Brief.

Den 8. Juli 1847.

Bin ich froh, Freundchen, daß ich mich auf meinem Thurmknospe befinde! Hier oben wenigstens glaube ich sicher zu sein. „Da unten aber ist's fürchterlich,“ und so Mancher ist mausetodt vor Angst; es könne ihm auch so geschehen, wie's einem Banater Pferdekäufer allhier ergangen ist. Höre!

Vorgestern, als am Dinstage (Du siehst, daß ich „Dinstag“ nicht — wie's so allgemein und so fehlerhaft geschrieben und gedruckt, ja selbst von Dir in Deinem sonst sehr „nützlichen Rathgeber“ gedruckt wird — mit, sondern ohne e schreibe, weil ich als ein grundgelehrter Mann — freilich wissen die Leute nichts davon — weiß: daß Dinstag von der alten deutschen Göttin Dina abgeleitet worden ist, und daß ferner die orthographische Regel lautet: „Schreibe das Wort seiner Abstammung gemäß!“) Dinstag also wurde hier in Mühlbach ein Banater Pferdekäufer von 3 hiesigen malachischen Knechten, unter dem Vorwande: sie wollten ihn zu seinem gesuchten Kameraden führen, an einen abgelegenen Ort gelockt, und daselbst, indem sie drohten, ihn zu morden, wenn er einen Laut von sich gabe, seiner noch übrigen Baarschaft von 200 fl. beraubt.

Zum Glück sind die saubern Vögel schon gestern von einigen unserer jungen Männer eingefangen worden, bis auf einen, der ihnen entwich, und welchen die hierauf ausgesandten Polizeidiener zu Hause antrafen und — laufen ließen, als er einen kühnen Sprung von einem zwei Schuh hohen Steg bis über's Knie in den Bach sprang, wohl wissend, daß er hier sicher sei; weil ein Polizeimann, wie ein toller Hund, eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser hat, und sein tiefinnerstes Wesen, d. h. sein Magen, außer Wein und Branntwein keine andere Flüssigkeit verträgt. —

Bevor ich schließe noch die Nachricht: daß auch bei uns vorzüglich der Pferdediebstahl im Großen bald betrieben wird, und daß ich gedenke, mein Sehrohr nächstens in unsere Kneipen zu richten, wo der gemeine Mann ohne Scheu bei offenen Thüren scherwenzelt, wo alles mögliche D...geündel sich aufhält,

indem im obern Stoc mitunter
Doch halt Hans! gedulde Dir noch ene kurze Zeit. Vielleicht
wird's anders — wenn nich, so rede ohne Scheu was wahr ist.

Allerlei Menigkeiten.

Nisht, bekantlich gegenwärtig in Konstantinopel, soll vom
Sultan ein schönes kaukasisches Mädchen zum Geschenk erhal-
ten haben.

Der preussische Landtag wurde am Tage Quasimodo-
geniti eröffnet und am Tage Jeremia geschlossen.

Man rühmt immer die Engländerinnen wegen ihrer Sanft-
muthigkeit; vor einigen Tagen stand aber in Stockport eine
Frau vor Gericht, die einen höchst boshaften Streich ausgeführt
hatte. Sie hatte sich am Abende mit ihrem Manne gezankt,
band ihm dann, als er schlief, die Beine zusammen und goß
dem Wehrlosen einen Topf voll siedenden Wassers über den
Leib. —

In dem Verzeichniß der neuesten amerikanischen Patente
findet sich auch eines „auf ein Verfahren, den Wangen ihre
Fülle und Rundung wieder zu geben,“ welches ein John Allan
in Cincinnati erhalten hat. Die eingesunkenen Wangen werden
nach dieser Erfindung dadurch voll und rund gemacht, „daß
metallische Kugeln in dem Munde eingesetzt und auf passende
Weise zwischen den Kinnbäcken und den Wangen befestigt
werden.“

Man lachte neulich in Paris sehr über die Verlegenheit
eines Mannes, der auf dem Leibe eines Diebes den Rock er-
kannte, der ihm gestohlen worden war, den Dieb am Kragen
packte, nach einem kurzen Kampfe ihn aber wieder freiließ, weil
er fürchtete, seinen Rock zu zerreißen.

In Schwimbach in Niederbayern hat eine Bauersfrau ihren
krank im Bette liegenden Mann, wie man glaubt in Folge von
Zerwürfnissen über die Vererbung des Amtesens, durch einen
Pistolenschuß, und darauf sich selbst mit einem Stutzen getödtet.

Marmaros. In einem Dorfe haben Zigeuner eine neue
Methode erfunden, Kalber zu stehlen, ohne Strafe zu befürch-
ten. Mit Haken rissen sie ihnen das Fleisch so ab, als ob es
Wölfe gethan hätten, und aßen sie öffentlich, als ob es gefalle-
nes Vieh wäre.

Ein Engländer hat in diesen Tagen eine Flugchrift unter
dem Titel herausgegeben: „Das Rasiren, eine unnatürliche, un-
verständige, unmännliche, gottlose und verderbliche Sitte unter
den Christen,“ und in dieser beweiset er sonnenklar, daß wir in
den Wonnen des tausendjährigen Reiches schwimmen, nicht aber

mit Noth und Theuerung zu kämpfen haben würden, wenn —
die Rasirmesser nicht wären, denn die dreimal verfluchte Waffe
und keine andere habe das irdische Paradies zerstört und mit
der Mode des glattgeschorenen Kinnes zugleich die sieben Tod-
sünden in die Welt gebracht. Dann läßt der Verfasser eine
endlose Reihe geschichtlicher Notizen über Kehlab schneiden mit
dem Rasirmesser, über David, Priamus, Jesaias, Alexander,
Peter den Großen u., über Türken und Perser folgen, in denen
er darthut, daß das Bartabschneiden sündhaft und schädlich sei
und die Ordnung im Staate wie die Moral der Staatsbürger
untergrabe, ja er meint, der erste Barbier und das große Thier
in der Offenbarung Johannis wären, wenn nicht eine und die-
selbe Person, doch gewiß sehr nahe verwandt gewesen. Wer
nun noch mit einem glattgeschorenen Kinne einbergeht, ist ein
unverbesserlicher und dem Teufel verfallener Sünder.

Ein speculirender Franzose hat Mehemed Ali von Aegypten
einen seltsamen Antrag gemacht und will wenn die Genehmi-
gung zu erlangen ist, eine Actiengesellschaft bilden, um seinen
Plan auszubeuten. Er hat berechnet, wie viel Leinwand in
Aegypten an den Mumien noch liegt und gefunden, daß dieselbe
über 4 Mill. Centner beträgt. Diese Leinwand ist außerordent-
lich fein und wird bei der Papierfabrikation jeder andern vor-
gezogen. Was man jetzt zu diesem Zwecke erhalten kann, wird
bereitwillig mit 12 bis 14 Thlr. der Centner bezahlt. Es sol-
len demnach sämtliche Mumien ausgegraben und aus ihren
Leinwandbändern gewickelt werden und, wenn die Rechnung
richtig ist, muß die Gesellschaft glänzende Geschäfte machen.

Die „Allg. Ztg.“ brachte kürzlich eine schauerhafte Mit-
theilung. Sie berichtete nämlich aus Frankreich, im Zuchthause
von Clairvaux herrscht eine so große Sterblichkeit, daß von 2000
in 32 Minuten 500 sterben, und diese Sterblichkeit übersteige
überhaupt nicht das Durchschnittsverhältniß der Zuchthäuser. Da
kann man ja leicht die Todesstrafe aufheben, und die Leute statt
auf's Schafot nur einfach ins Zuchthaus schicken, sie haben nur
wenige Minuten zu leben und man erspart die Hinrichtungs-
kosten. 500 Todesfälle unter 2000 Individuen in 32 Minuten,
das ist eine Sterblichkeit von $\frac{1}{4}$ Procent in der Minute, da-
her von 47 Procent in der Stunde. Das gefüllteste Zuchthaus
wäre bei solcher Sterblichkeit in zwei Stunden und einigen Mi-
nuten durch Freund Hein geleert. Zum Glück für die Bewoh-
ner der Zuchthäuser ist das Ganze wohl nichts als ein Satzfeh-
ler und der Seher der Allgemeinen hätte wahrscheinlich statt
Minuten „Monaten“ setzen sollen, was das Verhältniß bedeu-
tend ändert.

Die Wiener machen entseßliche Fortschritte in norddeutscher
Bildung. Schon haben sie eine, sage eine Droschke, die näch-
stens ein Engländer als Curiosität ankaufen wird, und vergan-
gene Woche wurde sogar eine emancipirte Dame in einem Ei-
senbahnwaggon erster Klasse entdeckt, welche auf dem ganzen
Wege von Wien bis Baden Cigarren rauchte.